



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue Bücher

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Neue Bücher

Zur Geschichte deutscher Universitäten. Man darf es mit Recht als einen Beweis deutscher Tüchtigkeit empfinden, daß das wissenschaftliche Leben durch den Krieg nicht ertötet ist. Nicht nur Medizin, Chemie und Technik, die naturgemäß kräftig sich entwickeln, — auch so scheinbar weltabgewandte Stoffe, wie die Geschichte der Universitäten, haben durch gründliche Forschungen lebhafteste Förderung erfahren. Eine Anzahl Unternehmungen und Darstellungen, die in den letzten beiden Jahren erschienen sind, laden zu einer kurzen Übersicht ein.

Der Ausspruch, den vor fünfzig Jahren Lorenz Stein im fünften Bande seiner Verwaltungslehre tat, daß, trotz der hohen Wichtigkeit, welche das deutsche Universitätswesen für das ganze Volk hat, und trotz des sehr lebendigen Bewußtseins von derselben, die Literatur über das Universitätswesen geradezu die dürftigste im gesamten Gebiet des Bildungswesens sei, besteht, wenigstens soweit er sich auf die Geschichte der Universitäten bezieht, nicht mehr zu Recht. Nicht weniger als vier umfangreiche Darstellungen über die Geschichte der Universitäten Wittenberg, Wien, Erlangen und Kiel sind mitten im Weltkrieg ganz kurz aufeinander gefolgt.

Nach Paris, der ersten großen Hochschule des Abendlandes, wurden in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts an der Ostgrenze des deutschen Kulturgebietes zuerst zwei deutsche Universitäten begründet: Prag 1348 und Wien 1365*). Das Entstehen zahlreicher Universitäten in fast allen Landesteilen des Deutschen Reiches infolge der aus Italien kommenden Renaissance, dann — seitdem 1517 durch Martin Luthers in Wittenberg das folgenschwerste Ereignis der germanischen Kulturwelt getan war — infolge der Reformation, ist den alten Hochschulen höchst schädlich gewesen; Paris, Bologna und Padua haben damals ihren alten Ruf eingebüßt. Auch Wien hatte unter den neuen Gründungen von Universitäten in Bayern, Schwaben, Franken und der Rheingegend, von wo der größte Zug von Scholaren stattgefunden hatte, sehr zu leiden, dazu kamen die Pestgefahr, die Türkengefahr, die allgemeine Teuerung und die überaus kärgliche Dotation der Universität. — Als 1524 Erzherzog Ferdinand die Universität aufforderte, die theologischen Streitpunkte über Luthers Lehre für den nach Speier ausgeschriebenen Reichstag zusammenzustellen, lieferte sie, da die Fakultäten uneins waren, diese Arbeit nicht. Dieses Verlagen lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Universität, welche nach seiner Ansicht „vermaßen in unordentlichem Wesen, Mangel an Vokturen und gelehrten Leuten, täglicher minderung der Studenten und Abfall“ war, daß er sich zu einer „neuen Reformation und Ordnung“ veranlaßt sah.

So ist Luthers der Urheber des neuen Lebens, das damals in die alte Hochschule einzog, gewesen; am 4. November 1520 geschieht zuerst in den Akten der theologischen Fakultät seiner Erwähnung, als Dr. Eck die Universität aufforderte, die päpstliche Bulle gegen Luthers und seine Schriften zu publizieren.

Wie die Stiftungsurkunde den Zeitraum von 1365 bis 1554 beherrschte, so ist die „neue Reformation“ bis zur pragmatischen Sanktion (1623) maßgebend gewesen. Der moderne österreichische Staat, den Ferdinand geschaffen, konnte die Universität nicht entbehren. Damit sank die alte akademische Autonomie dahin; die Hochschule trat unter die Leitung des Staates, sie erhielt die Doppelaufgabe, Pflanzstätte der Religion und der Staatsverwaltung zu sein. — Von Ferdinand dem Ersten ging die Anregung zur Gründung eines Jesuitenkollegiums in Wien aus. Ohne Rücksicht auf Sympathie und Antipathie von oben, jeden Vorteil flug benützend und stets eingedenk ihrer großen und verantwortungsvollen Mission, entfalteten die Jesuiten in ihrem Konvikt und Kollegium eine rastlose Tätigkeit.

*) Artur Goldmann hat in der vom Altertumsvereine zu Wien herausgegebenen „Geschichte der Stadt Wien“ die Geschichte der Wiener Universität von 1519 bis 1746 behandelt. Wien, Silhoser und Manschburg, 1917, VI, 206 S. Fol.

Durch die Sanctio pragmatica vom 9. August 1623 wurde die Vereinigung des Jesuitenkollegiums mit der Universität für alle Zeiten vollzogen. Die Jesuiten übernahmen die theologische und philosophische Fakultät. Die Rekatolisierung der Universität war glänzend gelungen; mit der Losung „cedere aut catholice credere“ (weichen oder katholisch glauben) ward man der Feinde Herr; die Universität war reine Lehranstalt geworden.

Durch den Thesenanschlag vom 31. Oktober 1517 hatte Luther in Wittenberg die weltgeschichtliche Auseinandersetzung mit dem mittelalterlichen Geist begonnen, neun Jahre, nachdem er als Frater Martinus Luder de Mansfeldt Augustinianus in Wittenberg immatrikuliert, fünf Jahre, nachdem er zum Doktor der Theologie promoviert war und dadurch das Recht und die Pflicht, Theologie zu lehren, übernommen hatte*). Waren die alten Universitäten territoriale Gründungen gewesen, so sind seit Luthers Tat im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert konfessionelle Universitäten begründet worden. Noch Erlangen, das 1743 die Universität der fränkischen Fürstentümer wurde, ist in seinen Anfängen eine konfessionelle Gründung. Hermann Jordan hat es unternommen, die langwierige Geschichte der Entstehung dieser Universität darzulegen**). Freilich wird diese gründliche Darstellung mit ihrer Fülle von genauen Einzeluntersuchungen unter den besprochenen Werken trotz ihrer methodischen Vorbildlichkeit am wenigsten auf einen weiteren Leserkreis rechnen dürfen. Ausgehend von einer Untersuchung der wissenschaftlichen Bestrebungen und Universitätsstudien im Markgrafentum Ansbach-Bayreuth vor 1528 und der Anregungen zu einer Universitätsgründung 1525 bis 1529 stellt er die Ansbacher Hochschule in der kurzen Zeit ihres Bestehens von 1528/29 bis 1539/40, dann die Universitätsversuche in Feuchtwangen 1530 bis 1554 dar. Später ist Erlangen zu einem wichtigen Mittelglied zwischen dem Norden und Süden Deutschlands geworden.

Ein Werk anderer Art als die bisher genannten ist M. Liepmanns Sammlung „Von Kieler Professoren“, wie „Friedensburgs Geschichte der Universität Wittenberg“, eine Jubiläumsgabe***). Es ist ein eigenartiges Verhängnis, daß die Kieler Universität am 5. Oktober 1665 von Herzog Christian-Albrecht von Holstein Gottorp begründet, keine Erinnerungsfeier ihres Bestehens hat begehen können; in der Geschichte des Landes sind bei dem 50-jährigen, dann 100-, 150-, 200- und jetzt 250-jährigen Gedenktage Ereignisse eingetreten, welche eine große Feierlichkeit verboten. Nun hat Liepmann zur Erinnerung an das 250-jährige Bestehen der Christian-Albrecht-Universität einen stattlichen Quartband mit 292 Briefen von und an Kieler Professoren und akademische Körperschaften zusammengestellt; sie reichen von den Zeiten des ersten Rektors Petrus Musaeus bis zum Dankschreiben, welches H. W. Forchhammer nach seinem neunzigsten Geburtstag an Georg Hansen richtete (1892). Es ist ein glücklicher Gedanke, das Leben einer Universität, das sich, mag es vom Schreibtisch oder vom Katheder aus wirksam werden, in einer individuellen und persönlichen Tätigkeit einzelner äußert, in Briefen literarisch festzuhalten und widerzuspiegeln. Freilich wäre es wünschenswert gewesen, wenn zur Erklärung der Briefe, die — mit sehr wenigen Ausnahmen — bisher un veröffentlicht waren, mehr geschehen wäre, namentlich das beigegebene Register wimmelt von schwersten Irrtümern. Provinzielle Enge und Beschränktheit der Zeit ist den Briefen aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert anzumerken;

*) Walter Friedensburg hat die Geschichte der Universität zur Jahrhundertfeier der Vereinigung von Wittenberg und Halle dargestellt. Halle a. S., Max Niemeyer, 1917, XII, 646 S. Das schöne Werk ist den Lesern des „Grenzboten“ durch die Würdigung von H. Berminghoff in Heft 39 des Jahrganges 1917 nahegebracht worden.

***) Hermann Jordan, „Reformation und gelehrte Bildung in der Markgrafschaft Ansbach-Bayreuth“. Eine Vorgeschichte der Universität Erlangen, I. Teil (bis gegen 1560). Leipzig, H. Deichert, 1917.

****) M. Liepmann. „Von Kieler Professoren“. Briefe aus drei Jahrhunderten zur Geschichte der Universität Kiel. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1916, XVIII, 430 S.

so beschuldigt ein Professor seinen Kollegen wegen Behinderung des Kollegs und Beschimpfung, ein anderer wird wegen „unternommenen Schatz Grabens“ angezeigt, ein dritter meldet dem Herzog „welcher gestalt ich zu meines Vaters Bruders in Nürnberg Hans Wolff Francken, eheleibliche Tochter, Zfr. Anna Maria, eine sonderbare affection und Liebe trage, und dieselbe zu heuraten gedenke“; zu diesem Zweck bittet er um „consens und dispensation“. — Das rege geistige Leben, welches seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in den Herzogtümern erblühte, fand an der Universität lebhafteste Anteilnahme und Förderung. Freilich über den mangelnden Eifer der Studenten wurde vielfach geklagt, wobei gelegentlich zwischen Schleswiger Begabtheit und Holsteiner Pflégma unterschieden wird. „Die Seelen sind so feist, wie der Körper, sie scheinen sich ganz in Rindfleisch und Grübe verkörpert zu haben“, klagt Anselm Feuerbach. Und 1798, als eine Ruhrepidemie wütete, schrieb Reinhold seinem Schwiegervater Wieland: „Alein wenigstens fünfzehn von den hier zurückgebliebenen gehörten unter meine Zuhörer und hätten ohne Gefahr sich in der Physik oder Metaphysik die Ruhr zu holen ihr Semester zu Ende hören können wenn sie — keine Schleswigholsteiner gewesen wären, deren Widerwillen vor aller Geistesstätigkeit jeder Vorwand willkommen ist“.

150 Jahre seit der Gründung der Hochschule waren dahingegangen, ohne daß sie eine hervorragende Rolle im Geistesleben der Zeit und im politischen Leben Deutschlands gespielt hatte. Dann kam der schwere, sieggekürzte Kampf der Herzogtümer und mit ihnen der Landesuniversität gegen Dänemark. „Auch wir sind brave Dänen“, hatte es in Kampfe Dänemarks gegen England geheißt; dann begann die Mißstimmung gegen Dänemark, ausgehend von der Ritterschaft und der Universität. 1806 bis 1815 sind die Jahre der Vorbereitung, 1816 bis 1865 der Kämpfe und der Vollendung. — Schwer lastete auf der Universität das Mißlingen der Erhebung von 1848 bis 1851; 1852 mußten acht Professoren in die Verbannung ziehen. Endlich 1864 schlug die Stunde der Befreiung; die Briefe geben Schilderungen des „kriegerischen Treibens und der Freude über die Befreiung von den Dänen“. Seit 1866 ist Kiel preussische Universität; nur in ganz geringem Maße sind Briefe aus dieser Zeit zugänglich geworden, freilich sehr schöne von Otto Ribbeck und Erwin Rohde. Dank der Freizügigkeit der deutschen Professoren haben selbst an der kleinen, entlegenen Universität Kiel Geister ersten Ranges, wie Dahlmann, Droysen, Feuerbach, Pland, Treitschke gewirkt. Ihre Briefe werden der Sammlung Niepmanns viele Leser zuführen.

Als Berthold Delbrück 1908 seine Rede zur Feier des 350jährigen Bestehens der Universität Jena hielt, begann er mit dem Hinweis, daß unter den vielen Vorzügen, die, wie wir meinen mit Recht, der thüringischen Landesuniversität nachgerühmt werden, einer ist, den kein Streit der Meinungen und kein Wechsel der Anschauungen ihr rauben kann, die Tatsache nämlich, daß Goethe ihr Minister und Schiller ihr Professor gewesen ist. Goethes Beziehungen zu Jena hatte Viktor Michels in einer feinsinnigen Rede zur Nachfeier von Goethes 150. Geburtstag in der Jenaer Kollegienkirche 1899 behandelt, jetzt ist sie gedruckt und an die im Kriegsdienst stehenden Angehörigen der Universität Jena versandt worden*).

Manche, die sich auf des Kallimachos Ausruf: μέγα βιβλίον μέγα κακόν (ein großes Buch, ein großes Übel) berufend die großen Darstellungen von Friedensburg, Goldmann, Jordan und Niepmann nicht lesen wollen, werden gerne unter der meisterhaften Führung von Viktor Michels, der die amtlichen und gemüthlichen Beziehungen Goethes zu Saalathen genau kennt, eine Stunde mit dem Dichter in dem „lieben närrischen Nest“ verweilen,

Wo Jahr um Jahr die Jugend sich erneut,
Ein frisches Alter würd'ge Lehren heut.

Dr. Thomas Otto Achelis

*) Viktor Michels, „Goethe und Jena“. Jena, Verlag von Gustav Fischer 1916, 30 Seiten. Mf. 0.60.

Joachim Kühn, „Aus französischen Kriegstagebüchern“. I. Stimmen aus der deutschen Gefangenschaft. II. Der „Boilu“ im eigenen Urteil. Mit je 16 Faksimilebeilagen. Berlin 1918. Ernst S. Mittler u. Sohn.

Wenn es gestattet ist Kleines mit Großem zu vergleichen, so möchte man an die ingrimmige But erinnern, mit der der Frontsoldat feindliches Artilleriefeuer aushält, das die eigenen Batterien aus irgend welchen Gründen nicht wirksam bekämpfen. Eine ähnliche Empfindung hatte wenigstens, wer die glänzend inszenierte Propaganda der Franzosen mit Hilfe der von ihnen erbeuteten Kriegstagebücher deutscher Offiziere und Mannschaften kannte und die rechte Antwort von unserer Seite vermissen mußte, obwohl uns gegen die Verleumdung die besten Waffen zur Verfügung standen. Zwar die Schmähchrift des Professors am Collège de France, Joseph Bédier, der aus handschriftlichen Zeugnissen unserer Feldgrauen „deutsche Verbrechen“ zu beweisen suchte, hat Max Kuttner als glatte Fälscherarbeit nachgewiesen (Deutsche Verbrechen? Bielefeld und Leipzig. Velhagen u. Klasing 1915, 50 Pf.). Als aber Herr Bédier mit seinem Verfahren Nachahmer fand, die seine alten Legenden immer wieder auflichteten, hat man auf deutscher Seite allzu lange geschwiegen und die buchtchnisch ebenso vorzüglichen wie inhaltlich ansehbaren Produkte französischer Propaganda auf dem heimischen und neutralen Boden einwurzeln lassen. Jetzt endlich nach vier Kriegsjahren nehmen die beiden oben genannten Veröffentlichungen Kühns die Kuttnersche Tradition wieder auf. HOFFENTLICH kommt ihr Eingreifen nicht zu spät. Nach Inhalt und Form erfüllen sie alle Forderungen, die man an den recht diffizilen Begriff einer Propagandafchrift stellen muß, nahezu reiflos — ist doch der Verfasser auf dem Gebiete kein Neuling; wir machen bei dieser Gelegenheit auf das seiner Feder entflammende Bändchen: Französische Kulturträger im Dienste der Völkerverhegung, Diederichs, 1917, aufmerksam. Das in unserer Kriegsbeute bereitliegende reiche Material ist von ihm in größter Vollständigkeit herangezogen und durchgearbeitet worden. Was das besagen will, kann nur der voll ermessen, dem der Charakter dieser oft flüchtig und unleserlich geschriebenen, von Witterungs- und Kriegseinflüssen arg geschädigten „Quellen“ bekannt ist. In der Einleitung zum ersten Teile unterstreicht Kühn den Widerspruch, in dem sich diejenigen französischen Gefangenen bewegen, die zwar alle möglichen Klagen über ihre Schicksale aufzeichnen, gleichzeitig aber anerkennende Bemerkungen nicht unterdrücken können. Die hierdurch schon geweckten Zweifel des Lesers, so meint der Verfasser, verstärken sich angesichts der Überlegung, daß die Berichte dieser nach Frankreich zurückgekehrten Kriegsgefangenen mannigfachen entstellenden Einflüssen unterlegen haben, bis sie in den Druck erschienen. Eben deswegen werde das Verlangen nach unverfälschten Zeugnissen um so stärker. Solche haben wir aber in den vorliegenden rein privaten, mit keinerlei Nebenabsicht niedergeschriebenen Notizen vor uns, die man ihren Verfassern aus bestimmten zwingenden Gründen meist gegen Ende des ersten Kriegsjahres abgenommen hat.

Die „Stimmen aus der deutschen Gefangenschaft“ beziehen sich auf die Aufnahme hinter der Front, den Transport, die Behandlung in den deutschen Lazaretten, das Leben in den Offiziers- und Mannschafslagern. Die Quellenstellen sind sorgfältig exzerpiert und mit deutscher Übersetzung versehen. Für die Echtheit bürgt neben sprachlichen Kriterien die photographische Wiedergabe ausgewählter Stücke im Anhang. Wer diese untrüglichen Urteile aus Feindeszumund über die Deutschen liest, wie sie die in ihre Hand gefallenen verwundeten Franzosen verbinden und ihre oft knappen Nationen mit ihnen teilen oder später auf dem Transport die ihnen zgedachten Erfrischungen des Roten Kreuzes an die Gefangenen weitergeben; wer die spontane Anerkennung sieht, die hier den deutschen Ärzten, Schwestern und dem gesamten Pflegepersonal — oft unter wenig schmeichelhaftem Vergleich mit französischen Zuständen —, der Verpflegung und Sauberkeit in Lazarett und Gefangenenlager gezollt wird, dem muß es bei einer Spur von Gerechtigkeitsgefühl so gehen, wie jenem bei Dammartin gefangenen Offizier, der unter dem Eindruck einer ritterlichen Handlung erklärt, sie habe „certainement

changé l'opinion de beaucoup d'officiers français sur les Allemands". Während die erste Broschüre das verleumderische Bild des „boche“ im neutralen Auslande forriggeren soll, verfolgt die zweite gewissermaßen die ergänzende Aufgabe, der ebenso einseitigen Verhimmelung des „poilu“ entgegenzutreten, indem sie die menschlichen, allzu menschlichen Eigenschaften des französischen Soldaten einmal ins rechte Licht rückt. Was unbefangene Geister im stillen sich denken werden, ist doch nicht überflüssig, an der Hand unerschütterlicher Beweise der Welt eindringlich vor Augen zu stellen, denn die fortgesetzte Arbeit der französischen Literaten, die mit einem Schwall von exaltierten Phrasen sich selbst und ihr Volk betrunken machen, muß auch auf Fernerstehende abfärben, wenn ihr nicht andere Maßstäbe zur Seite gestellt werden.

Der Hauptwert und -zweck der Kühnschen Broschüren liegt in der Beeinflussung des neutralen Auslandes, nicht im Sinne einer künstlichen Stimmungsmache, sondern indem man die Quellen für sich sprechen läßt. Aber auch der deutsche Leser wird sie mit Nutzen zur Hand nehmen. Braucht er auch nicht — wie leider in der Regel sein westlicher Nachbar — das Narkotikum des Selbstlobes und das Stimulans des erniedrigten Feindes, so werden ihm doch die französischen Tagebuchblätter eine willkommene Waffe und Genugtuung im Kampfe der Propaganden bieten.

H. W. M.



Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Kleinow in Berlin-Nietherfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35 a.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Nietherfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Köpenick 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35 a
Druck „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 86/37.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

den Bezug zum IV. Vierteljahr 1918

erneuern zu wollen. — Bestellungen

nimmt jede Buchhandlung und jede

Postanstalt entgegen. Preis 9.— M.

Verlag der
Grenzboten

G. m. b. H.

Berlin SW 11